Zum Krieg in Frankreich.

Das Lazarett der Kriegsgefangenen.
Das Döberitzer Gefangenenlager.
Was wir Schweizer sind und sein wollen.

Von

Dr. E. Keller-Huguenin

und

R. Baumann-Kienast.

Gedruckt für unsere Freunde.

III.

Kommissionsverlag von Rascher & Co., Zürich
1915.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

Z85
pt. 3

25 OCT 16 N.M.R.

Das Lazarett der Kriegsgefangenen.

Zwiespältigen Sinnes stand ich vor dem stattlichen Tor der Bauschule zu X., die nun ein Lazarett für Kriegsgefangene geworden ist. Mit dem Willen, alles zu sehen und zu kosten, was mich dem Geist des Krieges näher bringen könnte, stritt ein leises Bangen — die Angst vor dem Häßlichen.

Rascher Entschluß führt mich durchs Tor, vom Passierschein des Festungskommandos sicher durch den Doppelposten geleitet. Hinter Brettern, die das Vestibül abschließen, die Wache. Ihr Dienst ist nicht gefährlich; aus diesem Haus will keiner fliehen! Auf dem weiten Korridor seltsame Gestalten. In blauweiß gestreiften Lazarettkleidern stecken sie, weite Hosen, pludernde Röcke, auf dem Kopf das französische Käppi, die belgische Polizeimütze. Unter dem Blick des deutschen Soldaten, der sein scharf geladenes Gewehr unter dem Arm trägt. Franzosen auf deutscher Erde, humpelnd und hinkend, den Suppentopf tragend, den Boden wischend.

Eine Flut von Gedanken durchjagt das Hirn. Doch weg ist das Bangen. Der Rücken wird straff, und die Hand faßt scharf — schrecklich zu sagen — den Regenschirm. Im Haus der Helden ...

Der Abteilungsarzt erwartet mich. Ein behäbiger Herr, der als Dolmetscher und Freund der Gefangenen hier waltet, folgt uns. Dann schließt die Eskorte der Feldwebel, dessen Kompagniebuch alle nicht medizinischen Ereignisse verzeichnet. Eine breite Treppe führt uns hinan. Eine Doppeltür geht auf: ich stehe im großen Saal der Abteilung des Dr. D., betroffen von dem erstaunlichen Bild. Der gewaltige Zeichensaal der Schule birgt an die hundert Betten. Kräftige Säulen teilen ihn in drei Schiffe, denen die Reihen der Betten entsprechen. Die Perspektive brechen ungeheure Wandtafeln, die wie Flügeltüren an den Säulen hängen und dem Raum eine beinahe trauliche Gliederung geben. Ich schaue über die endlose Zeile der weißen Betten, der weißen Tischchen, die daneben stehen, der schwarzen Tafeln, die am Haupt jedes Kranken Namen und Grad künden. Doch mein

P39078

Führer läßt mir nicht Zeit, den tragisch malerischen Reiz des Bildes auszukosten. Ich sehe noch eben, wie die erste Wandtafel kurz und bündig den Seesieg von Santa Maria meldet. Dann steh' ich am ersten Bett, sehe dem ersten dieser Braven in die Augen. Sie sind ohne Furcht, ohne Haß. Mit grenzenlosem Vertrauen blicken sie auf den Arzt, und eh' er ein Wort gesagt, hebt der Mann die Decke hoch und enthüllt — das Grauen.

Seltsam, wie mächtig der Gedanke ist, der dies Haus erfüllt. Ich schaue kalt und aufmerksam auf Wunden, kaum geschlossene, auf Narben, auf Verbände und traurig jammervolle Glieder. So geht's von Bett zu Bett. Wo ein „Fall" liegt, verweilen wir. Das große Wunder dieser Kunst heißt: Die Erhaltung der Glieder, die vor nicht allzulanger Zeit rettungslos der Säge und dem Messer zum Opfer gefallen wären. Dutzende liegen in Streckverbänden. Die Natur bildet ganze Stücke zertrümmerter Knochen neu und fest. Fiebertabelle und Röntgenbild, das Geschoß, das der Mann eifrig aus seinem Geldbeutel holt, geben Kommentare, die Ruhmestitel meines Begleiters sind.

Da ist einer bald geheilt: knapp ein Zentimeter die Verkürzung, stellt mit Stolz der Doktor fest. Ich wiederhole es französisch: Der Mann strahlt! Dann seh' ich Arme, die in neuem sinnreichem Streckverband hängen. Einem wurden beide Daumen weggeschossen, derweil er eben lud; ihm verspricht der Doktor, aus den Zeigfingern neue Daumen zu machen, auf daß er Pflug und Hacke auf Frankreichs Erde wieder führe. Da blicken mich zwei Augen todbang an: der allein verlor Schulter und Arm, und quer über den Rücken läuft eine furchtbare Narbe, deren Ursprung nicht ergründet ward. Aus einem geöffneten Bett schaut ein rundlich zartroter Knollen; ich frage: Was hat der Mann für eine kuriose Geschwulst? Mein Doktor lächelt: Geschwulst? Das ist der Stumpf des rechten Beines! Mir krampft's das Herz. So geht es weiter, von Bett zu Bett, bis ich mich von den verwirrenden Bildern erholt und dem folgen kann, was ich hier suche: Das Erlebnis der Menschen.

Ich spreche mit ihnen, in ihrer Sprache, vielleicht im Ton der Heimat. Wie sie leuchten! „De quel pays êtes-vous? Où étiez-vous blessé? Quel est votre métier? Est-ce-que vos parents savent que vous êtes ici bien soigné, bien portant?" So wechselten die Fragen, und immer freundlich, ohne Zögern, kommt Antwort auf Antwort. Nicht einer, der mürrisch und abweisend schaut. Ich fahnde auf Artil-

leriſten. Es gibt nicht viele. Da endlich ein Kanonier. Er erzählt mir vom Schießen und ſagt mir intereſſante Dinge. Einer ſchaut luſtig aus roſigem Geſicht: „Eh bien vous, vous n'avez pas l'air bien furibond vous", lache ich. Er lachte mit: „Oh non, Monsieur, comment ferai-je, je suis comptable à Lille", kommt friſch die Antwort. Mein Doktor geht weiter. In einer Ecke die Wunder des Zahnarztes: die Kieferpotheſe. Ich ſchaue die Narben der Wangen und ſage lächelnd: „Tiens, vous avez manqué de rapporter une jolie gueule!" Und aus dem zahnärztlichen Maulgatter kommen wie aus einem geſtörten Grammophon unverſtändliche Töne. Gleichviel, der Blick, der auf meinen Begleiter fällt, ſagt alles.

Wähleriſch waren die Franzoſen nicht. Vier Leute mit Brüchen liegen hier. Nicht deutſche Geſchoſſe: die Hernie legte ſie nieder. Und unſer Doktor hat zwei operiert, kunſtvoll und regelrecht. Wie die beiden dankbar ſind! Und die zwei andern drängen: „Docteur, faites-moi l'opération!" Iſt das nicht ein närriſches Paradox! Sie ſehnen ſich nach des Feindes Meſſer.

Ein Blick ins Badezimmer, das weiße Wannen birgt, — dann ſtehe ich im Saal der Mohammedaner. Der Eindruck iſt unerhört. Das Leiden nimmt dieſen Weſen das Menſchliche: ſie werden ein zahmes, dumpfes oder gutmütiges Tier.

Gleich bei der Tür empfängt mich der ſchönſte „Fall". Mohammed, ſo heißt der ſchwarze Kerl, hat den halben Kiefer verloren. Hilflos hing die Zunge ſeitwärts aus dem Maul, als er ankam. Furchtbarer Durſt plagte ihn. Da führte ihm unſer Doktor die Sonde durch die Naſe und gab ihm zu trinken. „Nie — ſagt er — ſah ich einen dankbareren Blick." Nun ſitzt die Zunge wieder feſt, und wenn erſt Mohammeds Raubtierzähne nicht mehr wackeln, wenn des Doktors Gummihandſchuh ihre Spitze drückt, dann kommt der Zahnarzt und macht dem Mohammed einen neuen Kiefer, über welchen der Chirurg die neue Backe ſchneidert, aus dem Fleiſch, das nun wie eine unförmlich große Lippe zart roſa gefärbt die weit geöffnete Mundhöhle umrahmt. Und Mohammed wird in ſeinem Hirn vergeblich fragen: „Warum ſchlug ich die Brüder dieſer Menſchen tot?"

Turkos die Menge. Sie reizen mich nicht, denn dort am Ende der Reihe ſitzen zwei ſeltſame Geſtalten: die Inder. Niemand weiß, wie ſie heißen, wer ſie ſind, was ſie ſind. Sie ſprechen keine uns

bekannte Sprache. Der eine verachtet den andern und lehnt alle Gemeinschaft ab: die Kaste. Der eine ein dumpfes Tier, der andere ein zahmer, scheuer Mensch, der einzige hier, der den Stempel einer alten Gesittung trägt. Er schaut mich ängstlich an, wie jedes neue Gesicht, das ihm erscheint: Vielleicht bin ich der Henker, der ihn holt. Was tun diese Geschöpfe auf unserer alten Erde! Heute essen sie zum erstenmal mit Appetit. So schwer haben sie den heimatlichen Reis entbehrt! Ob ihnen der Kohlbrei, auf dem die „Spatzen" schwimmen, wohl bekommt? Der Doktor zweifelt.

Der Dolmetsch erzählt von dem Professor, der's demnächst mit Sanskrit versuchen soll. Ich möchte dabei sein. Als ich das Haus verließ, saß der Mann der feinen Kaste mit einem leisen Hauch vergnüglichen Behagens auf dem scheuen Gesicht in einer Ecke des Korridors auf einer Bank, um ihn lauter Franzosen, die ihn so freundlich, so ohne groben Scherz anulkten, daß sich sein hilfloses Herz erfreute. Ob er die Engländer liebt? Sie müssen ihm so unendlich wesensfremd sein wie den Franzosen.

Der Doktor spricht von der ungeheuren Heilkraft der schwarzen Menschen. Einer, der behaglich in seinem Bett liegt, kam an mit einem Bauchverband. Aus der Schußöffnung hing ein undefinierbares, halbverdorrtes Etwas. Ausgetretenes Netz; trotz all den Schädigungen des Transportes hat sich die Natur selbst geholfen. Das Etwas wird weggeschnitten, und der Fall ist erledigt. Ben Ali ist sehr vergnügt. Das einzige, was Europa von den schwarzen Teufeln brauchen könnte: die unverbrauchte Naturkraft, die bringen sie uns nicht.

Der Saal der Schwerverwundeten ist kein Ort der Neugier. Unter den vielen nur ein Hoffnungsloser. Lungenschüsse. Bauchschüsse. Die einzigen englischen Soldaten der Abteilung: der eine liegt auf dem Bauch — Rückenschuß, der andere ist ein Typ. Wie anders diese Augen schauen. Kühl und ohne jede Regung. Wir können's vertragen: die Franzosen schauert's. Sie mögen die englischen Leidensgenossen nicht. Eine kleine Exkursion an einen diskreten Ort zeigt mir das gelöste schwierigste Problem der Lazarettdisziplin. Drei Tage Wasser und Brot straft jede Verletzung des (englischen) genius loci.

Dann ein neuer, freundlicher, beinahe eleganter Raum. Ehe ich dem Doktor vorschlagen kann, darauf zu verzichten, stehe ich mitten im Offizierszimmer. Der Gedanke, daß die Herren, unter

denen manch tapferer Kavalier sein mag, mich als einen Neugierigen betrachten könnten, ist revoltierend. Doch meines Führers feiner Takt, der mich wie einen ärztlichen Kollegen behandelt, hilft darüber weg. Schon sind wir am Bett des ranghöchsten Offiziers, eines Obersten, dessen Kopf man aus Neuvilles Bildern zu kennen glaubt. Er ist übler Laune. Der nervus ischiadicus ist durchschossen, — infame Schmerzen. Ich bin artig, vielleicht artiger, als es die Situation erlaubt. Doch nein, kein Tadel spricht aus den Augen meines Führers. Ich frage „Mon Colonel" so teilnehmend nach seinem Befinden, seinem Geschick, daß er mir gleich seinen Kummer enthüllt: Oh, vous savez, tout irait bien, mais cette cuisine, oh, cette cuisine!" Ich wende ein, daß seine Soldaten futtern wie die Drescher. Er schüttelt matt den feinen Kopf: „possible, moi je ne peux, ce que je donnerais pour une belle côtelette!" und auf meinen fragenden Blick tröstet der Doktor, daß von des Festungskommandanten kameradschaftlicher Milde die ersehnte Côtelette erbeten sei. Der „Colo" quittiert meinen Zuspruch mit einem leider zweifelnden Nicken: Wie sollte er glauben, daß aus der Hand von Barbaren „une véritable côtelette" kommen könnte!

Wir gehen weiter, Belgier, Franzosen, aktive und Reserveoffiziere. Der Vorletzte der Reihe sagt mir, daß er Advokat in Paris sei; er ist erstaunt, als ich ihm als confrère suisse gute Besserung wünsche. Und während wir plaudern, fällt mir der Nebenmann auf. Er steht vor seinem Bett, schlank und groß, ins höchste veredelte germanische Männerschönheit. Ich wende mich halb um und frage den Kollegen: „Enfin un camarade anglais?" Doch kaum ist's heraus, so wendet sich der schlanke Held, der unser Gespräch verfolgt, mit rotem Kopf und sprudelt los: „Oh non Monsieur! c'est dégoûtant, tout le monde me prend ici pour un anglais! . . . und ich entschuldige mich, rede von seinen Verbündeten, habe aber kein Glück; er will von den alliés nichts wissen und ist ohne Verständnis für eine rassentheoretische Erörterung, die in ihm germanisches Blut vermutet. Wir gehen unversöhnt auseinander. Der Doktor erzählt mir, daß der Mann sein interessantester Patient sei: Professor in Paris, als Gemeiner gefangen und, weil er in der Umgebung der Soldaten litt, ins Offizierszimmer versetzt. Er spricht offen und ehrlich und bittet dem Doktor alle Tage ein Stück Unrecht ab, das er den Deutschen getan. Das größte Wunder ist ihm und allen Offizieren:

die Reinlichkeit. Seltsam, daß die Franzosen als epitheton ornans der deutschen Feinde ausgerechnet das „sâle“ wählen mußten!

Doch nicht länger darf ich meinen vielbeschäftigten Führer aufhalten. Wir durcheilen den großen Saal, in dem die Leute gerade am Essen sind. Eine reizende Episode schließt diese Stunden, die mir ein Erlebnis ohnegleichen waren. Des Doktors prüfender Blick fällt auf einen jungen Franzosen, dessen Augen knabenhaft leuchten. Neben ihm steht leer die Eßkachel, und blitzblank liegt der Löffel dabei. Rätselhaft! Bekam der Mann nichts zu essen? Der Feldwebel meldet, daß der Bursche alles so sauber ausgeschleckt hat! Als ich ihn frage, ob er denn noch Hunger habe, schaut er zögernd und ängstlich vom Feldwebel zum Doktor wie ein kleiner Junge. Und als ihm der Wärter eine zweite volle Kachel bringt, bekomme auch ich ein wenig von dem Blick voll Dank.

Wie viele habe ich gefragt, ob sie wirklich glaubten, daß die Deutschen die Gefangenen töten und quälen; ein jeder hatte eine Ausrede — und alle schämten sich.

Dann nehme ich Abschied, danke herzlich und ehrlich, und stehe wieder draußen in der wogenden, geschäftigen Stadt. Welch ein ewiges Rätsel! Dort, weit hinter den Türmen der Stadt fließen Ströme des besten Blutes, das Europa sein Eigen nennt, und hier mühen sich ärztliche Kunst, gütiger Sinn und rastlose Sorge, um mühsam zu heilen, was die Kameraden dort am Meere zerstören.

Zürich, 1. Dezember 1914.

Dr. E. Keller-Huguenin.

Das Döberitzer Gefangenenlager.

Nicht leicht öffnen sich die Tore der Gefangenenlager dem gewöhnlichen Sterblichen: hemmte nicht unerbittliche Strenge den Strom der Neugierigen, er wäre nicht zu bannen. Schon gar nicht in Döberitz, das vor den Toren Berlins liegt. Doch mir ward Heil. Warum? Tat's meine dilettantischen Kriegsliteratur, welche bis in die Bureaus des Kgl. preußischen Kriegsministeriums drang, war's nur die Fürsprache eines treuen Freundes, der dort als Glied der Militärjustiz tätig ist? Gleichviel. Die Hauptsache war, ich durfte nach Döberitz. Lehrter Bahnhof Spandau. Eine stolze Parade deutscher Friedensarbeit: Siemensstadt. Dann flaches Land. Endlich Döberitz. Eine Landschaft, die uns Schweizer fröstеln macht, alles so weit, so kahl. Lichte Kiefernbestände auf sandigem Grund. Nahe dem Bahnhof führt mich meines Begleiters Uniform ungehindert durch das Tor des gewaltigen Truppenübungslagers, dem das weltverlorene Döberitz seinen Namen verdankt. Der Weg zum Kommandanten des Gefangenenlagers, der in einer Baracke des Truppenlagers haust, bietet reizvolle Bilder. Wie hübsch ist dieses Lager! In einem Park liegen die ungezählten Baracken, in denen es von Mannschaften wimmelt. Warum mußte unser Bülach so öde werden, nachdem Bière und Thun auch bei uns hübsche Vorbilder für die Gestaltung von Kasernenhöfen gegeben?!

Der Erlaubnisschein wird anstandslos visiert. Eine Seitenstraße führt aus dem Lager hinaus ins offene Feld. Dann ein seltsamer Anblick: vor mir liegt auf kahler Bodenwelle, hinter der sich unbegrenzt der Horizont dehnt, das Gefangenenlager. Zelte und Baracken mit weiten Zwischenräumen, umschlossen von hohem Stacheldrahtzaun. In dem Einfang Menschen in Menge, die ziellos, tatenlos herumlaufen. In die stumpfen Töne des englischen Khaki, des russischen Erdbraun tragen nur die typischen Silhouetten der Franzosen eine farbige Note.

Ueber das Feld kriecht ein brauner Zug, der uns gleich überholt. An der Spitze und am Ende preußische Landsturmmänner, die alte, halbvergessene Bilder aus dem Lieblingsbuch meiner Jugend, dem „Marschall Vorwärts“ hervorzaubern. Sie tragen die preußische Mütze der Befreiungskriege. Das braune, das sind Russen, die von der Arbeit kommen, stumpf und gleichgiltig, bis das scharfe „Augen rechts“ das der Uniform meines Begleiters gilt, den straffen Drill der russischen Truppe zeigt: die zottelnde Schar bekommt einen Hauch militärischer Haltung.

Dann sind wir am Tor des Lagers. Der Passierschein wird wieder geprüft: ohne ihn durchschreitet keiner, nicht einmal ein General, diese Pforte. Das Kontrollbuch der Besucher zeigt wenig Namen; einen einzigen Landsmann finde ich, den Oberst von Wattenwyl, der auf deutscher Seite den Feldzug verfolgt.

Alte Feldgeschütze recken drohend ihre Mäuler in die weite Lagergasse. Wie schön sie sind, die trauten Dinger ohne den feigen Schild und die viele Mechanik der neuen Kriegsmaschinen. Doch sie sind Pose. Wäre Aufruhr oder Unruh im Lager, so tönte die Sirene, die jeden in die Baracke ruft. Wer nicht gehorchte, den würden Maschinengewehre blitzschnell in den sicheren Tod fegen. Ade alte Kartätsche! Du hast alles Vertrauen verloren!

Uns empfängt im Lager einer der drei Hauptleute, die den Dienst leiten; 8500 Gefangene gilt's mit einem Kommando wackerer und bestandener Landsturmmänner zu hüten. Der Hauptmann ist „offiziell“, Bärenführer spielen nicht sein Handwerk; doch als er Geist und Herz der Besucher erkannt, da taut er auf. So sind die Norddeutschen. Wir betreten eine Russenbaracke. Die Einrichtung ist schlechthin musterhaft. Heizung, elektrisches Licht. Wenn ich an die alten Baracken in Andermatt denke! Wie hätten wir die Russen beneidet! Lüftung ist auch da, interessiert aber die Russen nicht. Es riecht fürchterlich, wie im Raubtierhaus. Ein Schweizer Kasernenzimmer ist dagegen das Boudoir einer Pariserin. Das scharfe Kommando, das unsern Eintritt meldet, bringt alles auf die Beine. Der Hauptmann winkt ab, und bald ist das natürliche Bild wieder da. Ruhig und gelassen hocken die Männer auf dem Boden, auf Bänken und Strohsäcken. Kaum ein gebildetes Gesicht, doch Güte und Demut schaut aus diesen Augen. Einige spielen Karten, andere essen noch behaglich die Abendmahlzeit, die meisten tun nichts. Nichts zeugt

von dem Trieb, das Leben besser zu gestalten, die Baracke wohnlicher zu machen, diese Menschen wissen nichts von unserm Leben. Doch lebt in ihnen, wohl Soldaten der ersten Linie, der Glaube an Rußland und seinen Sieg. Als vor Wochen zum erstenmal draußen auf dem Uebungsplatz die Geschütze donnerten, da waren sie voller Unruhe, horchten und tuschelten: die Unsrigen sind da, sie sind in Berlin! Und als man sie hinausführte, um ein paar Schützengräben aufzuwerfen, die Uebungszwecken dienen sollten, da weigerten sie den Gehorsam, weil kriegerische Arbeit gegen das heilige Rußland nicht ihre Pflicht sei. Tadellos sind die Uniformen dieser Leute, die braunen Mäntel, der schlichte Rock, die prachtvollen Stiefel, die zwar mancher entbehrt, weil er sie gegen ein Butterbrot an einen schlauen Engländer verschacherte.

Die frische Luft lockt, doch wir gehen — vom Regen in die Traufe. Kleidermagazin. Es sind Wochen her, seit ich in Döberitz war; doch juckt's mich schon wieder. Das Mausoleum der Flöhe. Viel Duft von Naphthalin hab' ich in heimischen Kasernen erlebt: Kinderspiel gegen diese Orgie.

Stapel von Kleidern, Hemden, Strümpfen, und über allem, wie Neuschnee: Naphthalin. Dazwischen hantieren unbeirrt Engländer, deren Ordnungssinn fürs tote Objekt hier wohl am Platze ist. Schöne Leute, von der Naval-Brigade, die in Antwerpen gefangen wurden. Doch der Hauptmann schätzt sie nicht. In ihren Augen, sagt er, lauert stets ein „Nein", auch wenn sie gehorchen müssen. Das liebt der Preuße nicht.

Die nächste Baracke Proviant: Brote, Gries, Mehl usw. Vergnügte Engländer und Franzosen an der Arbeit. Sie können essen soviel sie wollen, auf daß der Reiz des Stehlens sie nicht verführe. Wir passieren die Küche, in der eben die Abendsuppe gefaßt wird. In endlosem Gänsemarsch defilieren die Leute vor den gewaltigen Kochtöpfen und halten den schöpfenden guten Geistern ihre Blechschalen hin.

Vor der Badehütte aus Wellblech warnt der Hauptmann als dem flohgefährlichsten Ort. Wir treten trotzdem ein. Brausebad. Von den Engländern begehrt, die alle paar Tage baden, während die andern pflichtgemäß alle zehn Tage dran kommen. Darauf neue Mannschaftsbaracken und Zelte, diese beinahe ebenso wohnlich, wie die festen Hütten. Der Preuße trägt den Sentiments der Entente

zarte Rücksicht: alles halb und halb. Halb Russen, halb Franzosen oder Engländer. Die Räume sehen besser aus: Franzosen und Engländer haben die Russen manierlich gemacht, wenn auch die kleinen, lieben Tierchen selbst vor der Zivilisation nicht Halt machen, und Tommy und Pioupiou plagen.

Bei den Engländern mache ich Unterhaltungsversuche; doch seltsam tönt mir die Sprache des Volkes, ich verstehe nichts. Die Leute sehen gut und ganz vergnüglich aus, meist tadellos angezogen: sie kamen von zu Hause via Antwerpen direkt in die Gefangenschaft, ohne Strapazen und Schützengräben! Die alten Unteroffiziere sind beinahe Gentlemen. Alle Engländer haben reichlich Geld und Liebesgaben von zu Hause und sind die besten Kunden der Kantine. Unter der Tür läuft mir das „Baby" in die Hände, bewaffnet mit sechs Heringen und zwei großen Tafeln Schokolade. Baby, und sein Genosse, the other baby, sind vierzehn und fünfzehn Jahre alt, Trommlerjungen. Kugelrund und ungeheuer vergnügt. Ihr Khaki ist tadellos. Der englische Feldwebel aber, der vor der Baracke steht, ist trübselig: seine Schafe folgen nicht. Er kann strafen, so hart und so viel er will. Doch klappt's nicht, steckt ihn unser Hauptmann selbst ins Loch. Der meint, nur ein Teil der Leute seien Soldaten, die andern heimischer im Strafregister als im Waffenhandwerk.

Die nächste Baracke birgt Franzosen. Der Hauptmann lächelt verschmitzt, und bald versteh' ich. Sobald ich an den ersten Töne der heimischen Sprache richte, die vielleicht echter klingen, als die sie bisher aus Zivilistenmund gehört, bin ich von einem bunten Kreis umgeben. Marineinfanterie, Chasseurs à pied, Infanterie; den einzigen Artilleristen holen sie mir auf Verlangen her. Drüber weg schauen erstaunt die Köpfe der baumlangen Russen. Mir schwirrt bald der Kopf. Welcher Jammer! Hunger haben sie alle, sind schon am Sterben oder wollen auf meinen leisen Einwand, daß die Symptome fehlen, gleich morgen damit anfangen. Mir wird die Brotschnitte demonstriert, die 300 Gramm wiegt, und mit der man den ganzen Tag auskommen muß. Man ißt auch so selten am Tag, on crève de faim! Doch die Klage des schlanken Gefreiten der Infanterie der Marine weckt den Widerspruch eines kleinen dicken Pioupiou, der mit herzbewegender Stimme darauf hinweist, daß es ihm viel, viel schlechter gehe, er habe kein Geld, während die anderen in der Kantine allerlei gute Sachen kauften. Und so geht's fort, bis

meine Begleiter, die längst die Baracke verlassen hatten, gegen Fortsetzung des Hungerparlaments Einspruch erhoben, sintemalen ein scharfer, kalter Wind unlieblich über die Heide strich.

Draußen lacht der Hauptmann immer noch und schlägt mir vor, dem Pariser Kollegen einen Besuch zu machen, der — als Gemeiner — sich unter den Kameraden so unglücklich fühlte, daß er ihn in die Unteroffiziersbaracke versetzte.

In einer Ecke des Lagers hausen die Sous-Offs. Nicht elegant, aber warm und behaglich, Klubhüttenkomfort. Bücher stehen auf Regalen, allerlei Kleinigkeiten erheitern das einförmige Leben. Der Kollege empfängt mich freudig. Er klagt nicht. Die Kunst Biers, des berühmten Berliner Chirurgen, hat sein Leben gerettet. Ihn drückt, daß die Seinen, die in Lille wohnen, nichts von ihm wissen; nun ist ihm die deutsche Post nach Lille geöffnet worden, was er dem Hauptmann dankt. Welch anderer Ton hier; dort das demagogisch verzogene Volk, das gewohnt ist, seine Leiden groß und klein in ungeheuer vergrößertem Maßstab in Presse und Parlament geschildert zu finden; in dem während Jahren nur das Bewußtsein des Anspruchs, das Begehren, nie die Pflicht, nie der Wille gestärkt wurde.

Heiliger Cambronne, der du uns deutschen Eidgenossen ob der Kraft deiner Rede so herzensnahe stehst: welch Wörtlein brauchtest du, wenn du die Enkel deiner Garden in der Hungersinfonie mitangehört! Hier Nordfranzosen aus der Bürgerschicht: ruhig, vernünftig, gerecht auch dem Feinde, der ihnen alles gibt, was er kann, ohne die Versorgung des eigenen Landes zu gefährden; diese heischt, daß der Gefangene nicht ein Gramm mehr verzehre, als zur Erhaltung des gesunden Körpers notwendig ist. Daß dies erreicht wird, sollen mich die Tatsachen noch deutlicher lehren, als es das gute Aussehen der meisten Gefangenen tat.

Der letzte Gang im Einfang des Lagers gilt den Werkstätten und der Post: für die Wertung der Menschen und Nationen, die das Schicksal hier zusammenpferchte, wohl die sprechendsten Dokumente.

Ungeheuer ist die Arbeit, welche die Post erfordert: ein jeder, der schreiben kann, nützt das Recht zur Korrespondenz voll aus; vier Karten und zwei Briefe im Monat. Unzählige Karten und Briefe kommen an. Das alles muß gelesen, entziffert, zensiert sein. In dem engen Raum arbeiten deutsche Soldaten und intelligente Gefangene aller drei Nationen einträchtig zusammen, und schaudernd sah ich die

furchtbare Arbeit, welche die Post eines Tages erfordert. Ob die so weitgehende Erleichterung dieser Korrespondenz klug, ob sie nur menschenfreundlich war? Ich möchte daran zweifeln. Würden die gewaltigen Summen, welche dies alles erfordert, einem in der „Frankfurter Zeitung" gemachten Vorschlag folgend, dazu verwendet, die Gefangenen geistig anzuregen: das Geld wäre besser angelegt. Der Gefangene im Lager bringt keine guten Erinnerungen mit nach Hause; er sieht nichts von dem Land und seinem Wesen, er empfindet nicht wie der Verwundete im Lazarett, die unerreichte Sorgfalt deutscher Organisation, die Kunst der Aerzte und die Herzensgüte des Menschen deutscher Art, welche auch der militärische Wärter dem Kranken gegenüber schrankenlos zeigen darf. Er empfindet nur öde Langeweile, ißt mißmutig die einförmige Kost, leistet widerwillig die oft ungewohnte körperliche Arbeit. Das könnten Musik, könnten Lichtbilder, auch Vorträge mildern. Und diese Art der Betätigung der Sentimentalität wäre fruchtbringender als diese Millionen inhaltloser, stets aufreizender und nutzloser Postkarten, die wir Schweizer zum Ueberfluß noch gratis spedieren. Allerdings könnte viel von alledem aus der eigenen Initiative dieser Leute wachsen; es mangelt nicht die Freiheit, nicht der Wille, zu gewähren. Aber weder Franzosen noch Engländer organisieren aus sich heraus. Die englischen Gefangenen, die der aktiven Armee entstammen, sind sozial zu minderwertig, die Franzosen zu willenlos; sie haben den Willen zur Tat nicht, den sie Militarismus nennen und hassen. Das zeigt sich erschreckend in den Werkstätten; nicht einer unter mehr als 8000 Menschen, der eine Kunstübung verstände, oder der, wenn er sie versteht, gierig das Recht ergriffe, sie zu üben. Uns unverständlich.

In der Schreinerei stehen zwar neben rohen Gegenständen des täglichen Gebrauchs Kunstwerke der Russen. Seltsame Kreuze, aus Tausenden ganz gleichmäßig geschnitzten Holzteilchen zusammengefügt; sinnlos als Kunst, Symbol nur des Volkscharakters; Rußland kann warten, es hat ungeheuer viel Zeit.

Von dem guten Willen des Lagerkommandos zeugen zwei Maler, die mit dem tadellosesten, auf Lagerkosten erworbenen Rüstzeug, ihr furchtbares Wesen in der Malerwerkstätte treiben. Sie malen nach Postkarten S. M. Jacht „Hohenzollern" in einem norwegischen Fjord und dergleichen: mit einem anstreicherhaften Dilettantismus, der unbeschreiblich ist. Doch romantische Berliner kaufen die Werke

zu 10 Mk. und damit macht das Lager Geschäfte. Wäre ein Künstler unter den 8000 Gefangenen: welch reizvolle Werke könnten aus dem unerhörten Modellreichtum erstehen! Aber es scheint, daß die Intellektuellen drüben zu Hause geblieben sind: sie töten die Deutschen mit Feder und Pinsel. Ob zum Ruhm des Vaterlandes?

Wir verlassen das Lager: links ein merkwürdiges Gehege aus Kiefernzweigen, die Feldlatrine, die dient, bis die Kanalisation vollendet ist. Für die Güte der Anlage zeugt, daß kein übler Duft uns stört, obwohl der Wind scharf von dort her weht.

Dann zum Schluß, in freundlichem Geheg des Truppenlagers, das Lazarett. Zwei weiße Baracken zu je 50—60 Betten. Wir betreten die erste: sie ist leer. Nur französische und englische Krankenwärter stehen herum, und ein dritter Maler, ein Engländer, treibt dort sein Unwesen. Er malt alle Aufschriften, Grabkreuze u. s. f. für das Lager und das Lazarett, und nun vertreibt er sich die Zeit mit Kunst. Auf der Staffelei zeigt eine Leinwand das Bild eines grabsteinartigen komplett sinnlosen Gebildes; ich frage, was das sei: „an insigne“ antwortet der Mann. Wie mancher Künstler würde ihn um den funkelnagelneuen Malkasten beneiden, dessen Inhalt er nutzlos verschmiert.

Die Baracke: einfach erstaunlich. Nicht nur rationell: schlechthin elegant. Die weißen Betten, die blau und weiß karierten Bettdecken, das helle Licht, das durch die Fenster flutet: ich empfinde, wie nahe die höchste Sachlichkeit der Schönheit steht. Niedlich geradezu die Küche und das Badezimmer, die dem Krankensaal vorgelagert, den Eingang begrenzen.

Wir gehen zur zweiten Baracke. Der diensttuende Unteroffizier meldet 51 Mann! 51 Kranke auf 8500 Gefangene! Seit dem August 18 Tote, beinahe lauter Tuberkulöse, die hoffnungslos ankamen: das ist das Resultat der Hungerkur. Drum lachte der Hauptmann. Seltsam ist der Krankenbestand. Mehr als die Hälfte Engländer mit Nierenentzündung. Der Rest Russen und Franzosen mit Rheumatismus und Lungenentzündungen; ein schwerer Fall, ein Einziger, den der Tod gezeichnet hat. Die andern meist vergnügt und lustig, besonders die Franzosen. Wenn man sie pflegt und hätschelt, sind sie reizend. Wie liebenswürdig die Leute mit mir plaudern. Das war der Schluß.

Wir können ja erzählen, was wir wollen: die Feinde Deutschlands wollen es nicht glauben: die Deutschen müssen Barbaren sein. Wir deutschen Schweizer aber wollen uns durch Schwätzer den Glauben nicht rauben lassen, daß Menschen unseres Stammes und unserer Art, deren Schwestern und Töchter zu Tausenden mit uns unter einem Dach leben, mit denen wir gestern noch Seite an Seite arbeiteten, an deren Wissenschaft wir uns nähren, deren Dichter die unsrigen sind, ohne die unser Sein undenkbar ist, weil wir mit allem, was außer dem Staate ist, eines mit ihnen sind — daß diese Menschen den Krieg groß und würdig führen.

Zürich, den 18. April 1915.

Dr. E. Keller-Huguenin.

Was wir Schweizer sind und sein wollen.

Wir Schweizer deutscher Zunge sind in erster Linie Schweizer und wollen in diesen blutigen Zeiten politisch nur Schweizer sein, müssen deshalb die Mauer unserer Neutralität mit allen Kräften stärken, verankern, ausbauen, müssen unnachsichtig abwehren, war ihr schaden kann, starr auf unserem Standpunkte stehen, gefühllos gegen alle Lockungen, uns zur Abwehr mit scharfen Stacheln umgeben, nichts sehen als nur, was zur Erhaltung und Größe unseres Vaterlandes dient, müssen selbst den Vorwurf, herzlos zu sein, ertragen.

Das ist für unsere Art ein schweres Schicksal, für uns, die wir von alters her gewohnt sind, mit starker Stimme Partei in jedem Streit zu nehmen, laut über, für und wider zu redenieren und keine Autorität anzuerkennen, als die eigene. Es entspricht auch dem Geist unserer Väter nicht, gleichgültig dabei zu stehen und sorgsam nur auf die eigene Sicherheit bedacht zu sein, wenn um uns andere auf Tod und Leben ringen. Doch gibt es keinen anderen Weg aus dieser fürchterlichen Enge, nur so kann es uns gelingen, namenloses Elend von unserem Lande abzuwehren. Dem Kleinen gebührt höchste politische Bescheidenheit und wir wollen bescheiden nur hoffen, daß es den Vätern in Bern gelingen werde, das Staatsschiff ohne allzu großen Schaden in eine sichere Friedenszeit zu führen.

Wir bauen vielleicht auf etwas andere Weise, doch zusammen Schulter an Schulter mit unsern welschen Brüdern an der Stärke der alten Burg. So denken wir alle miteinander und wir erlauben niemandem, daran zu zweifeln.

Aber es ist nicht zu leugnen, daß unsere Einigkeit zwischen West und Ost einen kleinen Riß bekommen hat, der größer war, jedoch vernarbt ist, aber immer noch sichtbar zutage tritt und droht, bei Wind und Wetter die alte, feste Mauer zu schwächen. Es ist ein ganz natürlich Etwas, das sich trennend zwischen unsere alte Freundschaft legte: die Grenze zwischen den grundverschiedenen

Sprachen, die uns stört. Zwar sind wir auch anderer Rasse, denn eine Schweizer-Rasse gibt es nicht, noch nicht, wie leider nur allzu deutlich ward, doch ist Verschiedenheit der Rasse nicht so hindernd, sich zu lieben und zu schätzen, wie die Not der Sprache. Ihr Klang ruft gleich Trompetenton total verschiedene Wesen unter die Fahne zusammen und schließt andere aus, die anderen Lauten folgen. So ist der Sizilianer grundverschieden von dem bedächtigen, blonden, ruhigen, blauäugigen Lombarden, doch singen beide mit gleicher Inbrunst gleiche Lieder und fühlen gleiches Blut in ihren Adern fließen.

Nun folgen wir der strengen Pflicht und müssen wachen, daß alle ihr folgen, um zu vermeiden, der Nation zu schaden oder gar das Vaterland in Gefahr zu bringen. Wir wollen offen und im geheimen für niemanden Partei ergreifen, bleiben aber im Herzen immer Menschen und fühlen als solche auch für diesen oder jenen unserer Nachbarn. Noch immer sind Gedanken zollfrei, und wenn wir nicht in Schrift und Rede Partei ergreifen oder, zu scharfer Kritik hingerissen, Aergernis erregen, so soll uns niemand auf der ganzen Welt Vorwürfe über unser Fühlen machen.

Es wurde in der letzten Zeit gar viel gesprochen und geschrieben, Gesprochenes gedruckt und mit lautem Schall weit verbreitet, zu unserer Stärkung und Erhebung und zum Ruhm des Sprechers. Der Grundton war dabei meist sehr neutral gehalten und man hüllte sich und uns in einen schönen Mantel von Bescheidenheit.

Und gerade deren niederträchtige, unmännliche, übergroße Bescheidenheit zwingt mir die Feder in die Hand.

Gewiß sind wir neutral aus Ueberzeugung und von ganzem Herzen und müssen als Schweizer auch bescheiden sein, weil es die Großen um uns herum so wollen. Aber als Menschen und als Rasse brauchen wir uns vor keiner anderen Rasse klein zu machen.

Ich persönlich und mit mir viele tausend Schweizer, wir fühlen uns von einem alten starken Stamm der Alemannen als Germanen und freuen uns, als solche Eigenschaften zu haben, die uns nützlich und unserer Rasse förderlich sind. Und wenn von allen Seiten Vernichtung dem Germanentum gepredigt wird, so fühlen wir uns angegriffen und beleidigt. Falls man den Baum, von dem wir ein Zweig sind, mit den Wurzeln ausroden will, so geht es auch um unser Sein und Wesen. Wir wähnen diesen Krieg auch gegen uns

gerichtet, wenn weiter mit den gleichen Schlagwörtern gefochten wird. Zwar die im fernen Osten werden wohl noch lange nicht an unseren Grenzen rütteln und brauchen uns deshalb nicht zu verstehen, wenn sie nicht wollen, aber unsere Brüder und Nachbarn im Westen sollen versuchen, uns zu erkennen, wie wir sind, nicht wie uns wüste Zeitungsschreiber willkürlich zeichnen, oder wie uns eigene faule und feige Bescheidenheit erscheinen läßt.

Wir haben unter anderen auch eine gute Eigenschaft, die sich in diesen wirren Zeiten erprobt hat, das ist — gemessen an unseren romanischen Nachbarn — mindere Empfänglichkeit für Massensuggestionen. Nicht Mangel an Temperament allein bewahrt uns davor, durch Reden und Zeitungen gemeinsam und gedankenlos entflammt zu werden, sondern ein hartnäckigeres Nachdenken über das Gehörte und das Gelesene, eine Starrköpfigkeit, in gewissem Sinne ein Vertrauen auf die eigenen Geisteskräfte, wie groß oder klein sie auch seien, das von vorneherein ein Mißtrauen einflößt vor anderen, die uns ihre Meinung oder ihren Willen aufdrängen wollen. Denn wer eine Rede hält oder schreibt, tut es meistens, um andere damit zu überzeugen.

Das ist ein Grund, weshalb unsere Zeitungen in einem viel milderen, scheinbar schlapperem Tone geschrieben sind. Gewissermaßen hat jedes Volk die Zeitungen, welche es verdient, wenn auch die Zeitungsschreiber sich einiges Verdienst zuschreiben dürfen. Wir Alemannen lassen uns nicht gerne allzu viel Lügen auftischen und ließen eine Zeitung bald ungelesen, die versuchte, sich durch Mengen unkontrollierbarer Nachrichten einen Kreis zu schaffen. Wenn wir auch gerne etwas Spannendes und Interessantes lesen, so soll es in der Politik vor allem der Wahrheit entsprechen — womit wir uns nicht rühmen wollen, unnatürliche Wahrheitsliebe zu besitzen. Es ist das nicht ein Ausfluß einer großen Nüchternheit und Mangel an Phantasie, im Gegenteil, wir denken schon im Voraus mit Unlust an den Widerruf der angenehmen Nachricht, der uns kränken und ärgern muß und unsere schönen Träume im Aufbau des Gehörten zerstören wird.

Wenn wir deshalb z. B. von einem deutschen Militarismus hören, der vernichtet werden muß, so können wir uns bei diesem schrecklich ungelenken Wort nichts Böses denken. Ob Rußland seine bunten Völker nur im Frieden zu einem großen ganzen Reich

vereinte, ob England seine Weltmacht ohne Blut und Wunden schmiedete, oder die Gewalt zur See dem Marinismus zuschrieb, geht uns nichts an. Bis dato herrschte Deutschland in Europa lange nicht über alle Deutschen und nur über ganz verschwindend wenig Menschen anderer Rassen und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß seine Absicht war, fremde Völker zu unterjochen. Glauben auch nicht, daß vor oder nach Ausbruch des Krieges von seiner Seite aus unsere Schweiz bedroht war. Ein welsches Gerücht, demzufolge wir in der Ostschweiz bei Kriegsausbruch ohne große Gegenwehr nicht allzu ungern Deutschlands Untertanen geworden wären, war eine böse Erfindung, vortrefflich dazu geeignet, Zwietracht und Haß zu säen. Wenn wir vernehmen, wie Europa durch Vernichtung der Germanen endlich von Barbaren befreit werden soll, so denken wir uns unseren Teil. Und wenn wir hören, wie ein lautes Schreien tönt bis nach Australien und Amerika über germanische Blutdurst und Grausamkeit, so wissen wir, daß auf beiden Seiten unter Millionen tapferer Soldaten auch rohe Kerle fechten, deren Mordgier und Gemeinheit im Kriege wachsen mußte, und die auch jetzt sind, was sie vorher waren: Schandflecke und Auswurf ihrer Völker und wir überlassen es ruhig der Geschichte, später festzustellen, wo die meisten Verbrecher stritten.

Wenn wir die Zeitungen von beiden Parteien lesen, so müssen wir viel Nachsicht üben, auch um zu verhüten, ob all der Unvernunft und der Verdrehung, am Verstand und guten Willen der ganzen Menschheit zu verzweifeln, uns immer wieder in Erinnerung bringen, wieviel Schmerz und namenloses Elend, wovor uns ein glückliches Geschick bis jetzt bewahrte, dieser Krieg über die Beteiligten brachte. Aber wir müssen auch erkennen, wie ein ganz anderer, milderer Ton in den Blättern germanischer Völker herrscht als in denen der Romanen. Wer Gelegenheit hatte, in den ersten Monaten dieses Krieges tonangebende französische Zeitungen zu lesen, mußte erschrecken ob der blinden, geifernden Wut, die aus ihnen triefte. Unmenschliche, sinnlose Raserei peitschte daraus auf die Massen und es ist fast zu verwundern, wie das Volk sich noch verhältnismäßig ruhig verhielt. Vielleicht sind sie stärker im Hasse, mögen sie auch stärker in der verzeihenden Liebe sein. Gewiß haben die Zeitungsschreiber beider Seiten, ob sie nun bezahlte Arbeit machten, oder auf eigene Verantwortung hetzten, einen großen Teil an diesem Krieg und

es gibt viele Leute, die ganz ernstlich glauben, wenn man in den letzten Jahren ein paar hundert Journalisten hätte aufhängen dürfen, so wäre dieser Krieg zum Heil von vielen Hunderttausenden junger Männer, die jetzt bluten müssen, vermieden worden. Freilich, einmal später, hätte doch das Schwert gesprochen, und der letzte ist auch dieser Krieg sicher nicht.

Wenn wir über Belgien sprechen, tut uns dieses Volk in tiefster Seele leid, insbesondere, weil sein Schicksal uns drohend vor Augen führt, wie es uns selber hätte gehen können und noch gehen kann. Eine Lehre dürfen wir daraus nicht ziehen, denn wir wußten schon lange vorher, wie in der Politik Gewalt vor Recht geht und wie nicht Verträge, sondern der eigene Vorteil den Starken davon abhält, die Finger von Gut und Blut der Kleinen zu lassen. Niemals wäre uns und anderen Kleinen in den Sinn gekommen, unbewaffnet, im Vertrauen auf die Garantien unserer Nachbarn, zuzusehen, wie sich ringsum alles rüstet. Unsere Rüstungen sind ein Beweis, wie wenig wir und die Vertragsmächte, die uns zusahen, selber an den richtigen Ernst des gegebenen Wortes glaubten. Zwar im Falle Belgien hätten vielleicht auch stärkere Waffen versagt. Ob es wirklich nötig war, das arme Belgien zum Schlachtfeld zu machen, können wir noch nicht beurteilen, noch weniger vielleicht, ob die belgische Regierung schuldlos an dem Unglück war, denn wir mischen uns nicht in den Streit der Völker, bleiben streng neutral und überlassen es der Zeit, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Wer vermeint, jetzt schon aus der trüben Flut von Für- und Gegenrede den wahren Kern herausfischen zu können, mag es tun, falls es, ohne anzustoßen, geht. Wir halten das Beginnen für unmöglich und deshalb töricht.

Wir wollen streng neutral bleiben, aber ohne Eigenart und Rasse zu verleugnen.

Nach den Reden der Romanen sind auch wir Alemannen gleich unseren nördlichen Nachbarn wenig begabt, langsam denkend, „bosch", darum etwas lächerlich und fast dumm.

Zugegeben, daß wir langsam, manchmal mühsam sprechen; aber mit dem langsamen Denken ist es nichts. Unsere intelligenten Leute denken gerade so schnell als die Romanen, aber sie denken besser, bevor sie sprechen. Darin habe ich speziell eine ganze Reihe gründlicher Erfahrungen gemacht bei Galliern aus allen Gesellschaftsklassen,

mit denen ich im engen Kreis zusammenlebte, sie studierte, bei ihrer Arbeit, ihren Festen bei Tag und Nacht, wenn sie nüchtern waren und wenn beschwingt von Alkohol, in ihren Lastern und Eigenarten. Und wenn man auch von einer kleinen Anzahl Menschen kein vollständiges Bild einer Nation erhalten kann, so bildet ihr gründliches Erkennen doch eine vortreffliche Handhabe zu weiteren Vergleichen.

Unsere Brüder im Westen sind schneller mit der Zunge und es liegen verschiedene Gründe vor, die ihnen im Spiel der Rede einen Vorteil über uns einräumen. Sie sprechen meist ihre Sprache, auch wenn sie die unsere besser verstehen, als wir die ihre und reden manchmal ohne viel Ueberlegung nur, um schnell bei der Hand zu sein. Es fließt und hört sich schön an, ist nicht immer von Bedeutung, hat aber seinen Zweck erfüllt, wenn es besticht und erfreut. Oft sitzt eine schnelle Antwort oder ein Zwischenruf und wirkt dann glänzend, während fehlgeschlagene Bemerkungen als Versuche gelten, die nicht geglückt sind. Das ist so ihre Art und gehört zu einer ausgebildeten Sprachkultur, die wir noch nicht kennen können, weil unsere Sprache noch nicht denselben Grad von Weichheit und Geschmeidigkeit erlangt hat. Wir mühen uns mit rauhen Lauten und haben deshalb unbeholfene Zungen. Der Ausdruck macht uns, ohne daß wir's wissen, im Gegensatz zu den Romanen, große Mühe, nimmt einen Teil der Geisteskraft in Anspruch, der zum Ueberlegen nötig ist, weshalb wir vorher, als das wichtigere, überlegen und dann sprechen. Man kann den Vorgang mit einem anderen vergleichen. Wenn jemand Maschinenschreiben lernt, so wird er im Anfang, bevor die Finger spielend, ohne daß die Augen helfen, die Tasten finden, trockene, unbeholfene Briefe schreiben, oder unverhältnismäßig lange Zeit zu ihrem Aufbau brauchen. Ein berühmter Maler übt jeden Tag die Finger, indem er mit leichter Hand simple Striche und Kreise auf das Papier wirft, aus Erfahrung wissend, daß, wenn das Instrument der Ausdrucksweise, bei ihm die Hand, in müheloser Uebung ist, der Geist auch leichter schafft. Dabei gebrauchen wir Alemannen unsere eigene Zunge, sprechen nur in der Schule, in Wissenschaft und im Handel deutsch, eine Sprache, die wir alle wohl verstehen, aber selten recht beherrschen. Ein Wohlklang, der den Fluß der Rede fördert, spielt leider bei uns noch keine Rolle, obgleich selbst unser Dialekt in diesem Sinne sehr bildungsfähig wäre. Wer einen Moissi und andere stimmbegabte

Bühnenkünstler gehört hat, wird bezeugen, daß deren Sprache schöner und voller klingt, als selbst französisch.

Doch all diese Mühen fallen fort, sobald wir denken dürfen, ohne davon lauten Ausdruck zu geben, dann denken wir gerade so schnell und richtig, als irgend jemand auf der Welt.

Ein schneller Sprachgebrauch, mit oder ohne tiefes Denken, ist vor allem eine Großstadt-Eigenschaft, die beim Pariser und Berliner in höchster Blüte steht, wobei der Unterschied zu machen ist, daß sich ganz Frankreich gerne mit Pariser Geist ausstattet, während in Germanien zum Glück nicht jeder die Berliner Schnauze haben will.

Es ist wohl möglich, daß diese Großstadt-Eigenschaft sich mit der Zeit noch verstärkt, wenn durch erhöhten Verkehr der Geist auf immer schnelleres instinktives Handeln treibt und daß so der Unterschied zwischen Land- und Stadtbewohner noch offenbarer wird.

Man hat in letzter Zeit versucht, Germanen-Geist ein wenig in Mißkredit zu bringen und ihm, wie seinerzeit dem japanischen, vorgeworfen, er sei nur stark im Ausbau und in der Anwendung, aber im selbständigen Gestalten arm. Man sprach ihm also einigermaßen die Eigenschaft der Phantasie ab. Erst als die Völker sich rings mit Stacheldraht umgaben und nur noch Erzeugnisse von Freundeshand gebrauchen wollten, wurde selbst dem verbissensten Gegner klar, was germanische Industrie und Handel alles in praktischem Sinne leisten. Da lag es nahe, um das Gerede vom Barbarentum aufrecht erhalten zu können, diesem feindlichen Geist die schöpferischen Eigenschaften abzusprechen, wie man ihm früher fast nur die Phantasie erlaubte. Ein müßiges Gerede! Einzelne Erfindungen und Phantasiegebilde lassen sich auf Wert und Güte miteinander nicht vergleichen. Die Summe der Produkte unseres Geistes — wir Alemannen stehen dabei in den ersten Reihen — ist eine große im Vergleich mit anderen Rassen. Die Franzosen mögen in diesem Wettstreit auf gleicher Linie stehen, obschon ihre Kultur vielleicht vielmehr eine reine Verstandeskultur zu nennen ist, als die germanische. Doch niemand kann darüber ein abschließendes Urteil abgeben und niemals wird man darin einig gehen.

Für einen hohen Grad von Phantasie und nachdenklichem Wesen spricht die alemannische Abenteuerfreude und der Hang, sich von der großen Masse etwas zu unterscheiden. Man trifft uns überall auf der ganzen Welt in ein paar Exemplaren und wenn man

davon spricht, wie auf der Erde nie eine Gesellschaft einer Rasse für sich leben kann, weil immer mindestens ein Schweizer dazwischen sitzen muß, so meint man mit diesem Schweizer einen Alemannen, denn unsere Brüder im Westen haben nicht denselben Trieb zum Abenteuer. Der Franzose kennt diese Schwäche — oder ist es eine Stärke — seiner Nation, indem er sagt, Frankreichs Erde biete seinen Söhnen so viel, daß sie nicht nötig hätten, in der Fremde Brot zu suchen und deshalb schickt er auch nach seinen fernen Kolonien womöglich nur solche Bürger, die in der Heimat nicht allzugut angeschrieben waren.

Die Nachteile dieser Flucht vom Vaterlande sind einleuchtend. Es werden dadurch eine Menge bester Kräfte auf Nimmerwiedersehen entfernt und kommen anderen Völkern zugute; doch bleiben sie, meist ohne es zu wissen und zu wollen, Stützen, an denen Handel und Industrie der Heimat sich in Gegenden anklammern können, die ihnen sonst verschlossen blieben. Und viele kehren wieder und bringen mit einem weiteren Gesichtsfeld oft ein Wissen heim, das zuhause von großem Nutzen ist. Bei ihrem Hang für Fremdes kommt es ihnen dann oft vor, daß sie die heimischen Verhältnisse klein, eng und alltäglich finden und für die Einrichtungen anderer Nationen mehr Interesse zeigen, als für die eigenen, sich mit bunten Federn schmücken und darauf stolz sind. So werden Einzelne, ihre Eigenart, die auch ihr gutes hat, vergessend, in diesem Kriege mehr Sympathien für die Feinde der Germanen haben, ohne damit ihrem Vaterlande zu nützen, denn sie bleiben in den Augen der Anderen doch Alemannen und Germanen und noch dazu ein wenig verächtlich, weil sie ihre Rasse zu verdecken scheinen wollen. Wir sprechen nicht von denen, die aus Geschäftsrücksichten die Fahne nach dem Winde richten, woher der größte Verdienst zu kommen scheint.

Wir geben zu, daß die Germanen sich auf Reisen und in der Fremde verhältnismäßig schlecht betragen und dies mag auch nebst anderem berechtigt und unberechtigt ein Grund sein, warum sie unbeliebt waren, welche Unbeliebtheit sich jetzt durch Hetzen und falsche Nachrichten in Haß verwandelt hat. Wir Alemannen benehmen uns in der Fremde ein wenig anders, als unsere Stammverwandten im Norden, sind etwas weniger laut und unbescheiden, machen uns vielleicht weniger bemerkbar, zu unserem Vorteil, denn im Benehmen stehen wir den anderen Fremden nach. Wir sprechen immer nur vom

Durchschnitt und nur im Gegensatze zu den Engländern; denn was von anderen Nationen in der weiten Welt vereinzelt und in Trüppchen getroffen wird, ist kaum der Rede wert. Die paar Franzosen, Italiener, Slaven, Norden sind nur kleine Müsterchen, aus denen kaum auf den Stamm geschlossen werden kann. Wohlverstanden, ich spreche nur von Fremden. Für mich sind die Besitzer in den Kolonien nicht Fremde, noch sind Italiener, Spanier und Portugiesen in Südamerika solche.

Die Engländer der sogenannten besseren Klasse sind in diesem Sinne zurzeit wohl das kultivierteste Volk der Welt. Ihr Durchschnitt benimmt sich gleichmäßig ruhig und anständig, zeigt nach außen die besten Sitten und hält sich streng nach anerkannten Regeln. Doch hoffe ich in nicht allzufernen Zeiten germanische Kultur und germanische Sitten in einen etwas anderen Weg einbiegen zu sehen, der eine fröhlichere Aussicht hat und für das einzelne Individuum mehr Abwechslung bietet. Es ist eine öde Kultur, die alles über einen Kamm schert, wo alle dieselben Hemdenknöpfe tragen, dieselbe Art Kopfbedeckung, wo alle ihren Schirm auf gleiche Weise rollen, dieselbe Bemerkung über das Wetter machen, in die Kirche gehen, weil alle in die Kirche gehen, essen und trinken, was man ißt und trinkt, kleine Eigenheiten bei Tisch, auf der Straße, im Theater, Wohlanstand und gute Sitten nennen, weil bei ihnen ein jeder sie kennt und befolgt. Darin liegt eine gewisse Geistes- und Gedankenarmut.

Da loben wir, wenn jemand seine Eigenart in Schlapphut zeigt, durch farbige Kravatten, Sammetröcke, Schillerkragen, Wandeln ohne Kopfbedeckung, fliegenden Mantel, Frühaufstehen oder Nachtdurchwachen, gerade wie's ihm paßt, lachen oder singen, wo er will, wenn dadurch nicht andere belästigt werden, durch sonderbare Gerichte und Getränke, je nach Laune und Gelegenheit. Nur soll sich ein jeder so benehmen, daß seine Nebenmenschen dadurch nicht geärgert werden, denn am Ende sind gute Sitten nur solche, die uns nicht stören und beleidigen.

Wir Alemannen und Germanen sind eben noch jung und es braucht Jahrhunderte, bis eine Kultur den glatten, angenehmen äußeren Schliff erhalten hat, an dem sich niemand stößt; doch sind die Anlagen schon vorhanden, um auf einmal Besserung hervorzurufen. Unsere alten Leute können sich noch wohl erinnern, wie, sagen wir vor fünfzig, sechzig Jahren, die Engländer, welche damals an-

fingen, in größerer Anzahl unsere Täler zu bereisen, ein arrogantes und abstoßendes Benehmen hatten, das sie bei den Menschen, die an ihnen nichts verdienten, äußerst unbeliebt machte. Sie reklamierten viel, machten nirgends Platz, belegten für sich allein das durch Tradition dem Alter und der Würde reservierte Kanapee und pflanzten ihre Füße auf den Tisch. Sie waren damals noch jung im Reisen. Also, gelang es ihnen, sich so sehr zu bessern, so werden auch wir es lernen. Wir kennen aus nächster Nähe den Einfluß des Gefühles, sich nicht benehmen zu können. Man ist in solchem Falle gerne bereit, zu denken oder zu sagen: „Das ist ja alles dummes Zeug" und grob zu werden. Oder Menschen, die fest an ihren Wert glauben, doch von den andern nicht anerkannt, vielleicht ein wenig über die Achsel angesehen werden, sind unzufrieden mit diesen andern und zeigen es durch unhöfliches Benehmen oder rauhe Verschlossenheit. In diesem Falle sind vielleicht auch unsere Nachbaren im Norden. Wir Alemannen können das leicht begreifen, sind wir doch mit demselben Leiden behaftet, wenn es sich auch bei uns ein wenig anders äußert. Es gibt dafür ein unfehlbares Mittel, die Zeit, und vorderhand ist es ganz angenehm, jung zu sein und es zu wissen.

Germanen haben auch etwas weniger Zeit, sich mit äußern Dingen abzugeben, weil sie in ihren sichtbarsten Exemplaren, in Handel und Gewerbe im Ausland ein wenig mehr arbeiten als andere Rassen. Es wird ihnen vielfach zum Vorwurf gemacht, wie sie andere Bewerber unterbieten und für billigeren Lohn länger arbeiten und sich viel gefallen lassen, wenn sie nur bleiben können und deshalb will man in ihnen eine bettelhafte, unbequeme, lumpige Nation sehen. Aber man vergißt, daß sie in den großen Zentren fremder Länder nur deshalb billig und lang arbeiten, um ein Kapital an Sprache und Artkenntnis zu sammeln, das mehr wert ist, als ein Sold in klingender Münze und das ihnen später goldene Früchte tragen soll und manchmal auch trägt. Wenn andere Rassen es nicht für nötig halten, fremde Sprachen und Einrichtungen um jeden Preis zu studieren, so ist das eine Trägheit, die sich durch einen gewissen Minderwert im Kampf ums Dasein straft. Wenn z. B. die Engländer die vielen jungen Schweizer und Deutschen beiderlei Geschlechts in London und andern Städten ihrer Insel für Hungerlöhne jahrelang mit viel Arbeit überhäufen, so dürfen sie sich nicht beklagen, wenn jene nachher auf dem Weltmarkt wieder ihre Rechnung zu finden

suchen und dort infolge ihrer höheren Kenntnisse bessere Stellungen einnehmen. Anstatt sich über deren Konkurrenz zu beschweren, deren Unbildung und Barbarentum zu verschreien und sie mit Feuer und Schwert zu vertilgen, wäre es vielleicht würdiger und nützlicher gewesen, zu versuchen, den germanischen Barbaren in praktischer Bildung den Rang abzulaufen. Wenn französische und englische Väter versucht hätten, ihre Söhne in gleichem Maße, wie die Deutschen bei ihnen, für billigen Lohn oder umsonst in germanischen Ländern unterzubringen, um germanische Sprachen und germanische Art zu studieren, so wäre das ihrem Handel und ihrer Industrie zugute gekommen und hätte vielleicht diesen unseligen Krieg verhindert oder auf ferne Zeiten verschoben. Durch Begreifen und Erkennen germanischer Art wäre ein Haß zu vermeiden gewesen, der in seinen grotesken Auswüchsen beinahe etwas grausig Lächerliches hat und zum Teil von einer Unwissenheit herrührt, deren Ursache für die Befallenen etwas beschämendes haben müßte. So aber kommen nur sehr wenig Engländer und Franzosen in deutschsprechende Länder und von den Russen sind es fast nur Juden, für die ihr östlicher Kulturstaat sorgsam das Mittelalter in die Neuzeit hinüber gerettet hat.

Wenn wir Alemannen mit Fleiß und Beharrlichkeit unsere praktischen Kenntnisse erworben haben, so geben wir davon um nichts billiger ab, als unsere westlichen Nachbaren. Es ist z. B. wohl bekannt, wie in den unzähligen erstklassigen Gasthöfen, in welchen über die ganze Welt verstreut Deutsch-Schweizer die saftigen Stellen beim Eingang und die wichtigen in der Leitung und als Besitzer einnehmen, die Rechnungen eine für die Aussteller erfreuliche Höhe zeigen und das können, weil in ihren Mauern Ordnung und eine gute Organisation herrscht. Wir Alemannen nehmen auch im Handel und Wandel von ganz Europa und vor allem auch von Frankreich eine hervorragende Stelle ein und lassen unsere Waren und unsere Arbeit nicht schlechter bezahlen als irgend jemand, und da man noch immer darauf angewiesen ist, den Wert eines Menschen nach seinem Erfolg zu bestimmen, so brauchen wir in diesem Sinne vor niemandem die Augen niederzuschlagen. Was Deutschland seit seiner Geburt anno 1871 auf dem Weltmarkt leistete, wissen am allerbesten seine Gegner und wenn sie ihm vorwerfen, oft nur billige und deshalb minderwertige Ware herzustellen, so beweist das allein, wie seine Abnehmer mehr auf Billigkeit, als auf inneren Wert sahen, und zum Teil noch sehen, denn

auf die Länge hält sich nur das Gute, also Preiswerte, und niemand kann gezwungen werden, immer wieder Waren zu kaufen, die ihm nicht tauglich erscheinen. Unsere schweizerische Industrie befindet sich in einer speziellen Lage, indem sie durch unglückliche Zollverhältnisse und manchmal sehr drückende und verkehrte Steuergesetze nicht zu großer Blüte kommen kann und so öfters durch Sparsamkeit in Löhnen und Bescheidenheit im Nutzen ihre Existenz fristen muß, wobei zwischen Osten und Westen kein großer Unterschied zu bemerken ist.

Was wir noch für einen besonderen Vorzug der germanischen Rasse ansehen und wovon wir Alemannen auch einen Teil beanspruchen, ist ihr Hang zur Ordnung, zur Vorsicht und zu straffer Organisation, etwas, das die Angelsachsen vielleicht deshalb auch in hohem Maße haben, weil sie zur guten Hälfte germanischer Abstammung sind. Dieser Sinn für Ordnung ist wohl keine glänzende, bestechende Eigenschaft, aber in Verbindung mit anderen eine sehr praktische und keineswegs unangenehme, die Haß und Verachtung hervorzurufen braucht. Was eine schöne große Ordnung, vereint mit Vorsicht und eine gute, bis ins Kleinste gehende Organisation leisten kann, haben unsere deutschen Nachbarn im Anfang des Krieges vor aller Augen bewiesen und dadurch ihren Feinden ein Vorbild gegeben, das sie bewundernd nachahmen müssen, ob sie wollen oder nicht. Unter der Herrschaft „Ordnung“ läßt sich gut in Frieden leben, was man auch dagegen sagen mag, und der Germane ist im Grunde genommen der friedlichste Mensch der Welt, wenn man ihn gehen läßt und seine Eigenarten und Liebhabereien nicht verspottet und ihm erlaubt, sich mit andern harmlos, ohne allzu üble Folgen, herumzuzanken. Er wird nie begreifen, wie man Apachen und Revolverweiber bewundern kann.

Eine straffe Handhabung der Gesetze und Verordnungen kommt in erster Linie den ruhigen, arbeitsamen, rechtlichen und im allgemeinen praktischen Sinne braven Bürgern zugute, also denen, welche die Grundfesten eines guten Staates sind, was für einer politischen Richtung sie auch angehören. Und eine laxe Handhabung, welche ökonomisch besser Gestellte oder auch von Glücksgütern Verlassene bevorzugt und milder behandelt, erregt Haß und Zwietracht oder züchtet systematisch Spitzbuben, ist also in beiden Fällen einem glücklichen Zusammenleben hinderlich. Da gibt es nur einen rechten Weg, den in der Mitte, ohne ein Abweichen nach rechts und links, den Weg der Ordnung. Wir Ostschweizer weichen momentan von

diesem Wege ein klein wenig ab und sind zu unserem zukünftigen Nachteil geneigt, eine etwas schlappere Handhabung der Gewalt für demokratisch anzusehen und uns in dieser Beziehung zuviel danach zu richten, was angeblich der Mann aus dem Volke verlangt, wobei sich die Organe der Ausführung allerdings meist einer umso bemerkenswerteren Bescheidenheit und Zuvorkommenheit befleißen, als leider Höflichkeit im allgemeinen nicht zu unseren Tugenden gehört. In Deutschland trugen höhere Beamte, besonders solche nördlicher Abkunft, vor dem Kriege oft ein barsches, herrisches Wesen zur Schau, aber die unteren behandelten das Volk nach seiner Gewohnheit und Art oft mit einer witzigen Gemütlichkeit. Es ist deshalb sehr unrichtig, wenn man meint, das deutsche Volk leide im allgemeinen unter allzu strenger Zucht und starrer, buchstabenweiser Ordnung. Gerade das Gegenteil ist wahr und ich kenne z. B. viele badische und württembergische Dörfer sehr genau, in denen sich der Bauer so glücklich fühlt, als es dem Zeitlaufe und seinem Gemüte nach irgendmöglich ist. Es wird dort vielleicht in Bach und Wald etwas weniger geraubt und gewildert, als bei uns, man ist weniger unflätig im Fluchen über Autofahrer und Regierung, aber hat dafür andere Vorteile, die dem Wohlbefinden gedeihlich sind. Ob der deutsche Bürger an höchster Stelle von einem König oder einem Präsidenten regiert wird, bleibt sich für uns gleich, weil wir wissen, daß die Republiken nicht allen taugen. Und auch für ihn hat das nicht viel zu sagen. Der kleine Mann frägt nicht darnach, wer ihn regiert, sondern wie es zu seinem Vorteil geschieht. Und wenn die Amerikaner deshalb mit Germaniens Feinden zu fühlen vorgeben, weil ihnen in diesem Kriege die Demokratie gegen das monarchische Prinzip zu kämpfen scheint, so zeugt das von viel Unwissenheit und Schlagwortglaube, denn Deutschland schreitet momentan vielleicht allen Völkern voran an sozialen Einrichtungen und Gesetzgebung und steht darin sicher weit über England mit seinem zum Teil ganz antiquarischen, unpraktischen Staatshaushalt und über Rußland.

Wir Schweizer sind mit Leib und Seele Republikaner und können für uns keine andere Staatsform denken, haben auch vor aller Welt bewiesen, daß wir diese Form geschickt zu unserem Wohl benützen. Aber wenn wir unsere Augen über den Globus wandern lassen, so können wir die guten Republiken an den Fingern abzählen, ohne alle zehn zu brauchen, und wenn wir die Regierungen nach

den Rassen sortieren, so müssen wir bemerken, wie die germanischen Völker, unter welcher Form auch, verhältnismäßig gut und in Ordnung regiert sind.

Deshalb wollen wir nicht in fauler Bescheidenheit unsere Rasse verleugnen, wollen Neutralität halten bis auf's äußerste, aber unsere Sympathien verteilen, wie es uns paßt, ohne dadurch mit Wort und Tat Anstoß zu erregen, wollen allen Haß beiseite tun, unseren Brüdern in Westen dieselbe Freiheit lassen, denselben Zwang empfehlen, und ihnen die Hand reichen zu starkem Bund trotz hemmender Sprache. Denn Sprache und Rasse bilden nur verschwindend kleine Abweichungen in der Kette der allgemeinen menschlichen Eigenschaften. Sprachgrenzen sind gar zackige und verschwommene Linien, gehen durch Keile und Inseln in andere Gebiete über und wechseln beständig, wenn nicht durch himmelhohe Mauern eine unübersteigbare Abwehr gebaut wird und alle Eindringlinge dem Morde verfallen sind. Weil jeder Staat bei Befreiung seiner Brüder zur Sicherheit ein wenig in das Fleisch des anderen schneiden will, bleiben unheilbare Wunden, die ewig brennen und schwären und wenn jede Nation nach Rasse und Sprache für sich eine Karte mit Inbegriff der „Erlösten" zeichnen müßte, so würde daraus ein gar possierlicher Atlas.

Darum wollen wir zeigen, wie im Kleinen wenigstens, selbst bei verschiedenen Rassen und Sprachen, und bei verschiedenen Sympathien, auch heute noch durch Abschleifen aneinander und Sichverstehenwollen ein dauerndes Staatengebilde möglich ist.

Einst sollten die Religionen, gleich welcher Sprache, die Grenzen bilden. Da hob ein Morden an, das ein halbes Jahrhundert und länger Europa im „Namen Gottes" mit Leichen besäete und seine verbrannte Erde in Blut ertränkte. Der Menschen Stätten wurden zur Wildnis und die Ueberlebenden verwilderten. Jetzt, wo schon lange Ruhe in die Kirchen eingezogen ist, hat der Teufel den Menschen die Grenzeinteilung nach Sprachen und Rassen eingegeben und damit der Eintracht Angeln gelegt, die nur durch Verneinung des störenden Prinzipes selbst entfernt werden können.

Sonst wird der Krieg zur dauernden menschlichen Einrichtung und wir alle, alle wollen Frieden.

Stäfa, März 1915. R. Baumann-Kienast.